

Duisburg, Sept 13, '83

Dear David,

with my best wishes for the New Year I send you a study on two texts by M. Buber and Moha RAN. Buber's retelling is his first 'try' at Nahman's Hoviv and is completely unknown. (He had rejected it soon after publication in a children's book where I found it.)

Do you think that 'Proof-texts' might be interested in a translation with some comment on it and RAN's story and the "Vorlagen" thereof? I would be glad. Thanks for considering it (I've sent an

**Spiel - Räume: Kreativität im Horizont d. christl. Glaubens / in Zusammenarbeit mit Kollegen d. Univ. GHS Duisburg hrsg. von Hans-Günter Heimbrock. - Neukirchen-Vlufyn : Neukirchener Verlag, 1983. - ISBN 3-7887-0728-3**

NE: Heimbrock, Hans-Günter [Hrsg.]: Spiel-Räume

offprint to Janet Hadka, too)  
Yours sincerely, Mirhaq

Michael Brocke

Martin Bubers *misreading*  
des R. Nachman von Bratzlaw:  
Die unbekannte »Geschichte von der fahrenden  
Prinzessin«

Aus dem, was sich die Frauen erzählen, kann man erfahren, wie es der Schechina ergeht und wie es um sie steht. Denn es heißt von Mordechai (Ester 2,11): »Jeden Tag aber erging sich Mordechai vor dem Hof des Frauenhauses, um Esters Ergehen zu erkunden . . .« Ester, das ist die Schechina. Mordechai vermochte das Ergehen der Schechina zu erkunden aus dem Hof des Frauenhauses – aus dem, was sie sich erzählen. R. Nachman

I

*Misreading* ist wesentlich für die Theorie von *misprision* des Literaturkritikers Harold Bloom in Yale<sup>1</sup>. Danach muß jeder wahre Dichter *misreading* und *misprision* (d.i. etwa Fehl-Aneignung, -Begreifen) üben. Er ist ein Nachgeborener, der sich im Zustand der *belatedness* erfährt und unter der Bedrückung des Einflusses seiner »Vorläufer« steht. Selbständig wird er allein dadurch, daß das eigene Werk ein möglichst *strong misreading* der Vorläufer wird. Jedes Gedicht ist also ein *act of reading*, und je »stärker« dieser ist, desto stärker und bedeutender ist es selbst und wird seinerseits, wie indirekt auch immer, *misprision* mit ihren verschiedenen *ratios*, d.h. *evasions, defenses, depressions* usw., hervorrufen. Mit Emersons Paradox »The originals are not original« sieht Bloom jedes *strong reading* als einen neuen Beginn an, der doch zugleich stets nur ein Wiederbeginn, »a starting-again«, ist. Anders gesagt: Der Dichter überwindet *belatedness* nicht, indem er dem Vorläufer die Flamme entwindet, das ist unmöglich – wir werden aber sehen, daß es nicht völlig unmöglich ist –, sondern indem er sich der *Kraft* bemächtigt, die Flamme neu zu entzünden. Der starke Nachgeborene verwandelt das Material des Vorläufers in »substitute, sometimes antithetical material«. Kurzum – »purgation and renewal« und ein Kampf um Macht. Blooms zunächst gegen den New Criticism gerichteter *Revisionist Criticism* sieht sich durch sein Aufgreifen der Kabbala wesentlich bestärkt. Seine formale und inhaltliche Ju-

1 Werke u.a.: *The Anxiety of Influence*, 1973; *A Map of Misreading*, 1975; *Kabbalah and Criticism*, 1975; *Agon. Towards a Theory of Revisionism*, 1982; *The Breaking of the Vessels*, 1982; u.s. das statement in »Plagiarism – a symposium«, *Times Literary Supplement* (TLS) 4123, 9.4.1982, S. 413; vgl. *J.H. Chayes*, *Revisionist Literary Criticism*, *Commentary*, April 1976, S. 65–69.

daizität hat jenseits der Literaturtheorie ein gewisses innerjüdisches Aufsehen erregt. Die Betonung des Kampfs wider den übermächtigen »Einfluß« und ruhige Kontinuität auf Kosten des vermeintlich jüdisch geforderten Sich-in-die-Tradition-Hineinstellens hat Polemik ausgelöst.<sup>2</sup> Und da bekanntlich auch die Religionsgeschichte reich an »Revisionismus« ist, gleichviel, ob man an Esra, die »rewritten Bible«, Paulus, die Kabbala Lurias oder an Sabbatai Zwi denkt, mag es sich auch hier um eine leicht poetologisch verfremdete, genuin jüdische Kontroverse um Traditionswahrung und Neubeginn handeln.

Ich versuche, die hier natürlich vergrößert umrissene Theorie *Blooms* auf den Zugriff Martin Bubers auf Werk und Person des R. Nachman von Bratzlaw anzuwenden. Wohl spricht *Bloom* von Dichtern, und zwar solchen, deren »Vorläufer« allgemein bekannt sind; von Nachman kann Bekanntheit nicht behauptet werden. Buber gibt vor, nur treue Wiedergabe Nachmans zu leisten – die Divergenzen zu *Blooms* Voraussetzungen sind also zu beachten. Sie sind aber nicht so groß, daß sie übersehen werden oder den Versuch scheitern lassen könnten. *Blooms* Theorie dient als eines von mehreren möglichen Rastern, zumal das Risiko meines *misreading* von *Bloom* nicht besorgen muß, nimmt er es doch der Kabbala gegenüber selbst in Anspruch und zeigt so, daß es auch ihm gegenüber kongenial wäre.

Martin Bubers Darstellungen und Deutung des Chassidismus sind in den letzten Jahrzehnten in vielem als ein *misreading* erwiesen worden – wobei es Sache der Kritiker ist, dies als »schwach« oder »stark«, als Lob oder Tadel einzuschätzen.<sup>3</sup> Die Anforderungen, denen sich die Erforschung des Chassidismus in seinen Lehr- und Legendentraditionen zu stellen hat, sind andere als die Bedürfnisse des »modernen« Menschen, wie sie Buber mit der »Krisis des abendländischen Menschen« gegeben sah und mit seiner Entdeckung jener Erneuerungsbewegung des jüdischen Ostens zu stillen hoffte. Beide Zugänge, nun in ihrer Unterschiedenheit erkannt, werden weiter nebeneinander bestehen, wengleich sie nicht noch unversöhnlicher auseinanderklaffen dürfen. Alle von Buber Geprägten (und wer wäre es nicht) sollten darum ihre Chassidismuskennntnis nicht länger auf ihn (allein) stützen, sondern die Gegenstimmen hören und von den Forschern verlangen, daß sie auch die von Buber ausgebreiteten Schätze ins

2 Z.B. *Cynthia Ozick*, *Judaism & Harold Bloom*, *Commentary*, Jan. 1979, S. 43–51; *L. Wieseltier*, *Summoning Up the Kabbalah*, *The New York Review of Books*, 19.2.1976, S. 27–31.

3 *G. Scholem*, *Martin Bubers Deutung des Chassidismus*, in: *Judaica* (I), 1963, S. 165–206; *Rivka Schatz-Uffenheimer*, *Die Stellung des Menschen zu Gott und Welt in Bubers Darstellung des Chassidismus*, in: *Martin Buber (Philosophen des 20. Jh.)*, hg. v. *P.A. Schilpp* u. *M. Friedman*, 1963, S. 275–302; *A.A. Cohen*, *Martin Buber and Judaism*, *LBIYB* 25 (1980), S. 287–300; *D. Biale*, *Gershom Scholem. Kabbalah and Counter-History*, 1979, S. 79–89 u. 165ff.; *M. Oppenheim*, *The Meaning of Hasidut: Martin Buber and Gershom Scholem*, *JAAAR* 49 (1981), S. 409–423; *K.-E. Grözinger*, *Martin Bubers Chassidismus-Deutung*, in: *W. Licharz* (Hg.), *Dialog mit Martin Buber*, 1982, S. 231–256; *ders.*, *Die Hasidim und der Hasidismus*, in: *M. Brocke* (Hg.), *Beter und Rebellen. Aus 1000 Jahren Judentum in Polen*, 1983, S. 131–153.

rechte Licht rücken und ihre wirkliche Eigen-Art sichtbar werden lassen, wie ernüchternd dies zunächst auch sein mag.<sup>4</sup>

Ich suche das schöpferische *misreading* Bubers, seine Gründe und seine »Stärke«, an einer »Geschichte des R. Nachman« aus den ersten noch greifbaren Anfängen seiner Chassidismusentdeckung und damit der eigenen »Schriftstellerrei« einzukreisen.

Buber hatte 1904 promoviert und sich 1905/06 aus der zionistisch-politischen Aktivität zum Studium der Kunstgeschichte und der chassidischen Quellen nach Florenz zurückgezogen. Die erste Frucht dessen, eine 1905 veröffentlichte Bearbeitung eines Nachmantextes, ist unbekannt geblieben, da Buber sie nicht in sein erstes neochassidisches Werk, »Die Geschichten des Rabbi Nachman« (GRN) von 1906, aufgenommen<sup>5</sup> und 1917 ausdrücklich abgelehnt hat.<sup>6</sup> Bubers Bibliographen haben sie eigenartigerweise nicht zur Kenntnis genommen.<sup>7</sup>

Darum sei »Die Geschichte von der fahrenden Prinzessin. Dem Rabbi Nachman von Bratzlaw nacherzählt von M. Buber« neu veröffentlicht<sup>8</sup> – zum einen, um das hübsche »Märchen« des Mitzwanzigers auf seinem Weg vom Publizisten zum Autor zur Freude der Jubilarin und aller Freunde und Kenner Bubers mitzuteilen; zum anderen, um R. Nachmans »Vom König und vom Kaiser«, Bubers Vorlage, erstmalig deutsch zu veröffentlichen; schließlich drittens, um Buber der Vorlage zu konfrontieren und an ihrer *misprision* und anderen Selbstzeugnissen Bubers Verhältnis zu Nachman zu untersuchen.

4 S. z.B. K.-E. Grözinger, Ba'al Schem oder Ba'al Hazon, Wunderdoktor oder Charismatiker. Zur frühen Legendenbildung um den Stifter des Hasidismus, Frankfurter Judaistische Beiträge (FJB) 6 (1978), S. 71–90; und: Die hasidischen Erzählungen. Ihre Formen und Traditionen, FJB 9 (1981), S. 91–114. Mit der Kritik an Buber, vornehmlich der *Scholems*, ist die Auseinandersetzung jedoch nicht pauschal gegen Buber entschieden. Vgl. u.a. A. Green, Tormented Master. A Life of Rabbi Nahman of Bratslav, 1979, S. 368f.; Oppenheim (s. Anm. 4); Pamela Vermes, Buber on God and Perfect Man (Brown Judaic Studies 13), 1980, S. 216f.

5 »Ihm nacherzählt von Martin Buber«, (Frankfurt/M.) 1906 (entstanden 1904/05; mehrfach aufgelegt [1920<sup>5</sup>] und überarbeitet, so in: Die chassidischen Bücher, [Hellerau] 1928, S. 3–123; [Frankfurt] 1955; hier nach der Ausgabe von 1906 zitiert.

6 Mein Weg zum Chassidismus, s.u.

7 M. Catanne, Bibliografia shel kitve Mordechai Martin Buber (1897–1957), (Jerusalem) 1961; Margot Cohn, R. Buber, Martin Buber. A Bibliography of His Writings 1897–1978, 1980.

8 Aus: A. Cronbach, H. H. Ewers (Hg.), Heim der Jugend. Ein Jahrbuch für Kinder und Eltern (Berlin [Verlag S.Cronbach]) 1905, S. 230–235. »Zur Einführung« schreiben die Hg.: »Ein Sammelbuch, in dem sich unsere ersten Schriftsteller, Maler und Tondichter die Hand gereicht haben, um der Jugend ein Geschenk zu bringen, das sowohl dem Geschmacke des verwöhntesten Großstadtkindes wie dem naiven Empfinden der Landjugend vollauf gerecht wird . . .«. Das seltene Buch ist eine selten bunte Mischung aus kulturellem Wilhelminismus und Jugendstil. Es enthält »Märchen, Erzählungen, Sagen und Legenden, Balladen und Romanzen, zoologische Plaudereien, Fabeln, Phantasien und Stimmungsbilder, Kriegs- und Marinebilder . . ., technische Plaudereien, lustige Verse . . ., Musik, Szenische Scherzspiele, Lieder und Gedichte« und viel »Bildschmuck« vergessener und noch gut bekannter Autoren und Illustratoren. Ich danke Herrn Raphael Buber für die Erlaubnis zum Nachdruck.

Bubers »Übertragung« bzw. »Nacherzählung« ist nur zu beurteilen, wenn man von Nachman weiß und den *act of reading*, den Nachmans Erzählung darstellt, zu erkennen vermag.

R. Nachman von Bratzlaw (geb. 1772 in Mesbiž/Miedzyborz, gest. 1810 in Uman) ist vielleicht der eigenartigste der Zaddikim, der charismatische Lehrer und Führer der Chassidim, – er selbst wie auch seine Wirkungsgeschichte<sup>9</sup>. Rätselhaft-zwiespältig steht Nachman zwischen persönlicher Gottinnigkeit und Gottesferne, zwischen ukrainisch-jüdischem Provinzialismus und aufklärerischer Neuerung, zwischen autoimplikativer und nicht selbstbezogener messianischer Naherwartung und -enttäuschung. Er war mütterlicherseits Urenkel des R. Israel ben Elieser, d.i. der Baal Schem Tow (BeSchT, ca. 1700–1760); väterlicherseits stammte er aus nicht minder angesehenem chassidischen »Adel« – er gehörte zur dritten Generation der um den BeSchT entstandenen und sich in Podolien und Wolhynien rasch etablierenden Bewegung. Hochbegabt und von hohen Erwartungen umgeben, verläuft seine Kindheit mit Studium und ausreißerischer Einsamkeit und endet mit der damals frühen Heirat. Nur langsam gesellen sich Jünger zu ihm, und er wird zum Zaddik. Entscheidend wird seine gegen alle Widerstände durchgesetzte Reise ins Land Israel von Mai 1798 bis zum Frühsommer 1799, auf der er mysteriöse Abenteuer besteht. Aus diesem *rite de passage* zieht sein Leben tragende Kraft. Streitigkeiten mit älteren und etablierten Zaddikim schärfen sein Selbst- und Sendungsbewußtsein, der »wahre Zaddik«, der einzige dieses Geschlechts überhaupt zu sein. 1802 läßt er sich in Bratzlaw (am Bug) nieder. 1807 erkrankt er an Tuberkulose, 1810 übersiedelt er nach Uman (ca. 200 km südlich von Kiew), wo er im Oktober stirbt. Zwischen 1804 und 1806 fallen seine vielerlei halb offenen, halb verborgenen messianischen Aktivitäten, denn er erwartet das Ende als nahend und herbeizudrängend. Nachman sieht sich, hofft sich in einer entscheidenden Rolle. Alles messianische Tun aber scheitert aufs kläglichste und tragischste, und Nachman zieht sich von dem das Ende herbeidrängenden Aktivismus zurück ins Wort. Schon zuvor begabter Tora-Ausleger, Prediger und auch Erzähler, wird er von 1806 bis zum Tod seinen Chassidim dreizehn Geschichten erzählen, die auf unterschiedlichste Weisen von Entzweiung, dem Weg und der Wiedergewinnung der ursprünglichen Einheit und Harmonie, d.h. der Erlösung, handeln. Nachman ist von der lurianischen Kabbala geformt. Ihre komplizierten theosophischen Gedankengänge und Bilder verarbeitet er so vollkommen, daß man Handlung und Figuren nicht schematisch allegorisierend auf kabbalistische Topoi, wie etwa die zehn *sefirot*, Wirk- und Manifestationsaspekte Gottes, auslegen darf. Es sei aber kurz an das Grundmuster erinnert.<sup>10</sup>

Anders als die frühere lehrt die Kabbala des R. Isaak Luria (1534–1572) nicht eine unilineare, ruhig progressive Schöpfungsemanation, sondern einen eher sprunghaft regressiven und katastrophischen Rhythmus dreier großer Symbole. Um »Raum« für etwas außer sich zu machen, zieht sich Gott in sich selbst zurück (*zimzum*, Selbstverschränkung); in der entstehenden »Leere« vermischt sich die expurgierte »Strenge« Gottes (die Wurzeln des Bösen) mit dem Rest des Urlichts und neu einströmendem Licht; es entstehen die »Gefäße« und *adam kadmon*, das »Urbild der Schöpfung«. Die Lichter aber kollidieren und lassen die Gefäße bersten. Das meiste fällt emanativ immer tiefer hinab bis zu den »Schalen«, den bösen Kräften, mit denen nun göttliche Lichtfunken wie verbacken sind. Unsere Schöpfung ist die unterste dieser Welten. Die zehnte *sefira* stellt die Schechina dar – wie ein Spiegel und ein Filter wirkt und verbindet sie die oberen Welten und die unsere. Von Adam an obliegt nun dem Menschen die »Befreiung der Funken aus den Schalen«, wie sehr er auch noch scheitert. Luria legt den Akzent auf den langen Weg des *tikkun*, die

9 Literatur: Green (s. Anm. 4); M. Piekarczyk, *Studies in Braslav Hassidism* (hebr.), 1972; J.G. Weiss, *Studies in Braslav Hassidism* (hebr.), 1974.

10 Die Darstellung *Scholem's* ist unübertroffen. Hier empfiehlt sich das Kap. Kabbala und Mythos, in: *Zur Kabbala und ihrer Symbolik*, 1960, u.ö.

(Wieder-)Gewinnung der ursprünglich intendierten innergöttlichen und innergeschöpflichen Harmonie. Jeder (religiöse) Vollzug, jeder Akt hat Bedeutung, so daß hiermit akute individualmessianische Spannung für alles Judentum konstitutiv wird. Diese die Tora re-mythisierende Exiltheologie, in der die »weiblichste« und unserer Welt nächste Figuration unsere Schöpfung wohl providentiell lenkt, zugleich aber mit Israel tief im Exil ist – in dem Schechina, *knesset jisrael* (die *ekklesia* Israels) und die Seele des Menschen einander spiegeln und entsprechen –, prägt Nachmans Weltbild. Er denkt und erzählt aus diesem mächtig-ohnmächtigen Mythos heraus.

Nachmans jiddisch vorgetragene und seit 1815 zweisprachig, jiddisch/hebräisch, gedruckte *Sippurej maassijot* markieren den Beginn der modernen jiddischen Literatur. Nach langer, nicht von ungefähr kommender Vernachlässigung<sup>11</sup> genießen sie seit jüngstem Popularität in Israel und den USA.<sup>12</sup>

Den Bratzlauer Chassidim, die anders als die anderen keine Dynastien von Zaddikim kennen, sondern führungslos Nachman folgen und seine Wiederkunft erwarten, sind die Erzählungen wie Heilige Schrift, an der kein Häkchen vom *jod* verändert wird.<sup>13</sup> In ihnen sind beschlossen die Geheimnisse des Ursprungs, des »Bruchs der Gefäße« und des endlichen *tikkun*. Sie sind Nachman »von jenseits der Tora« zugekommen – d.h. es sind Mythen – und besitzen die Kraft, alle die aus tiefem Schlaf zu wecken, die von den Geschichten der Tora in ihren »siebzig Gesichtern« nicht mehr erweckt werden.

Die im folgenden (in einer bewußt Wörtlichkeit anstrebenden Übersetzung) gedruckte Geschichte Nr. 2 (1806/7?) ist nicht in allem typisch für Nachman. Sie macht den Kommentatoren, gleichviel ob Bratzlauer Exegeten, Buber oder heutigen Herausgebern, Schwierigkeiten. Sie schwinden, wenn man auf den Spuren *Blooms* (doch ebenso Nachmans selber) entdeckt, daß auch Nachman das *misreading* kennt. Er nennt es allerdings lurianisch *tikkun* von Geschichten, »wie sie die Welt erzählt«. Doch zuerst die Texte selbst.

11 Von den GRN, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden, abgesehen, war die Unfähigkeit, ihren Wert zu sehen, auch zeitbedingt. Kraß drückt sie sich bei S. Dubnow, Geschichte des Chassidismus, 1931, §43, S. 214–217, aus, der nur fieberhafte Wahnphantasien zu erkennen vermochte.

12 Neuausgaben und Bearbeitungen von A. I. Haberman, I. Herr, P. Sadeh, A. Steinsaltz; Übersetzungen ins Englische von A. Band, E. Koenig/M. Kramer, M. Mantel, A. Steinsaltz. Meine Übersetzung ins Deutsche soll demnächst im Verlag C. Hanser, München, erscheinen.

13 Piekarz (s. Anm.9), S. 83–131; A. Band, Nahman of Bratslav. The Tales, 1978, S. 27–39.

*R. Nachman*

Von einem König und einem Kaiser

Es war einmal ein Kaiser, der keine Kinder hatte. Auch ein König war da, der keine Kinder hatte.

Der Kaiser machte sich auf die Reise, um in der Welt Rat oder Mittel zu suchen, damit er Kinder haben könnte. Auch der König tat desgleichen, und so geschah es, daß beide in derselben Herberge abstiegen, ohne daß sie einander gekannt hätten.

Doch der Kaiser erkannte, daß der König königliches Benehmen hatte, befragte ihn, und der gab zu, ein König zu sein. Auch der König erkannte des Kaisers herrscherlichen Anstand, und er gab zu, Kaiser zu sein. Da erzählten sie einander, daß sie auf Reisen seien, um Kinder zu haben. Sie kamen überein, daß, wenn sie nach Hause gelangen und ihre Frauen einen Knaben und eine Tochter gebären sollten, sie die Kinder miteinander verheiraten würden.

*Martin Buber*

Die Geschichte von der fahrenden Prinzessin

Es war einmal ein alter Kaiser, der hatte keine Kinder. Das grämte ihn sehr.

Da hörte er von einem alten Einsiedler, der in einem fernen Lande im Walde lebte und starken Zaubers mächtig war. Er machte sich im geheimen auf und zog im Gewande eines Pilgers von dannen. Nach langem Wandern kam er zum Hause des Zauberers und trug ihm sein Anliegen vor. Der Alte sprach einen wunderkräftigen Spruch über ihn aus und sagte ihm zu, daß die Kaiserin ihm binnen Jahresfrist ein Töchterlein schenken würde. Auf dem Heimwege trat der Kaiser in eine Waldschenke, um zu rasten.

Um das offene Herdfeuer lagen zechende Köhler, aber fernab in einer Ecke saß an einem ungefügten Tische ein einsamer Wandersmann, dem gesellte sich der Kaiser zu. Der Wirt setzte ihm Brantwein und Brot vor, und während er aß und trank, betrachtete er seinen Genossen und erkannte, daß er von königlicher Art war. Da offenbarte er dem Fremdling, wer er sei und was ihn auf diese Reise geführt habe. Der andere erzählte, daß er der König des Nachbarreiches sei und daß er zu gleichem Ende diese Fahrt unternommen; ihm habe der Zauberer einen Sohn versprochen. Sie beschloßen, wenn die Kinder herangewachsen seien, sie miteinander zu vermählen. Darauf nahmen sie Abschied, und ein jeder zog seines Weges.

Der Kaiser reiste heim und bekam eine Tochter. Der König reiste heim und bekam einen Sohn. Und das Versprechen war vergessen. Der Kaiser sandte seine Tochter zum Studium. Auch der König sandte seinen Sohn zum Studium. So geschah es, daß die beiden sich bei demselben Lehrer trafen. Sie gewannen einander sehr lieb und wurden sich einig, zu heiraten. Des Königs Sohn nahm einen Ring, gab ihn an ihre Hand, und sie heirateten einander.

Später schickte der Kaiser nach seiner Tochter und ließ sie heimkommen. Auch der König ließ seinen Sohn heimkommen. Man schlug der Tochter des Kaisers gute Partien vor, aber sie wollte keine davon eingehen wegen der Verbindung mit dem Sohn des Königs. Und der Sohn des Königs sehnte sich sehr nach ihr. Auch die Tochter des Kaisers war traurig. Der Kaiser pflegte mit ihr durch seine Höfe und Hallen zu wandeln und ihr so ihre Größe zu zeigen, doch sie blieb traurig.

Der Sohn des Königs sehnte sich so sehr nach ihr, daß er krank wurde. Und wann immer man ihn fragte: »Warum bist du krank?«, so wollte er's nicht sagen. So fragten sie seinen Diener: »Vielleicht kannst du es erklären?« Und der Diener sagte ihnen: »Ich weiß es«, denn er hatte ihm dort gedient, wo er studiert hatte. Und er erzählte ihnen die Geschichte.

Nach einem Jahre wurde dem Kaiser eine Tochter geboren und dem König ein Sohn. Die Kinder wurden groß, und das Verlöbniß geriet in Vergessenheit. Die Kaiserstochter war sehr klug, und da sie einst das Reich regieren sollte, sandte sie der Kaiser zu einem weisen Meister, damit er sie in allen Künsten belehre. Demselben Manne aber hatte der König seinen Sohn zur Unterweisung zugeführt. So trafen sich die beiden, und es fügte sich, daß sie einander lieb gewannen. Eines gelobte dem andern, daß sie sich angehören wollten für ewige Zeiten. Und der Königssohn nahm einen Ring von seinem Finger und tat ihn an ihre Hand.

Dann kam der Tag, da sie sich trennen mußten, denn der Kaiser ließ seine Tochter nach Hause holen, und auch der Königssohn mußte nach seinem Reiche zurückkehren. Viele Fürsten kamen an den Hof des Kaisers und warben um die Prinzessin, sie aber verharrete in schwermütigem Sinnen und ließ keinen vor ihr Angesicht kommen. Der Kaiser führte seine Tochter in all seinen Palästen umher und zeigte ihr all seine Herrlichkeiten, aber sie hielt ihr Auge gesenkt und sprach kein Wort.

Indessen sehnte sich der Königssohn nach ihr, daß ihm das Herz schier brach. Als er so bleich umherging, gewahrten die Leute an seines Vaters Hof wohl, daß ein geheimes Leid an ihm zehre, aber als sie ihn fragten, was ihn derart verstöre, erhielten sie keine Antwort. Sein Diener jedoch, der ihn zu dem weisen Meister begleitet hatte, kannte das Geheimnis, er verriet es dem alten König.

Da erinnerte sich der König, daß er vor langer Zeit mit dem Kaiser einen Heiratsvertrag geschlossen hatte. So ging er daran, dem Kaiser zu schreiben, er möge sich auf die Hochzeit vorbereiten, da sie vor langer Zeit diesen Heiratsvertrag geschlossen hatten. Zwar wollte der Kaiser nicht mehr, doch wagte er nicht, sich zu weigern, und antwortete dem König, er sollte seinen Sohn zu ihm senden, und man würde sehen, ob er fähig wäre, Regierungsgeschäfte zu führen. Wenn ja, dann wolle er ihm seine Tochter zur Frau geben. Der König sandte seinen Sohn zu ihm, und der Kaiser hieß ihn sich in ein Zimmer setzen und gab ihm Akten von Staatsangelegenheiten, um zu sehen, ob er das Land regieren könnte.

Der Sohn des Königs sehnte sich sehr danach, die Tochter des Kaisers zu sehen, aber es war ihm unmöglich, sie zu sehen. Einmal ging er an einer Wand von Spiegeln entlang, erblickte sie und wurde ohnmächtig. Sie kam zu ihm, richtete ihn auf und sagte ihm, sie wolle keine andere Partie wegen der Bindung mit ihm eingehen. Er sagte zu ihr: »Was sollen wir denn tun? Dein Vater will es doch nicht!« Aber sie sagte: »Dennoch!«

Da erinnerte der König sich an das Zusammentreffen im Walde und wie er und der Kaiser sich gelobt hatten, dereinst ihre Kinder zu vermählen. Er sandte Boten an den Kaiser und ließ ihm entbieten, er möge die Hochzeit rüsten, denn das Verlöbniß der Kinder habe längst schon stattgefunden. Der Kaiser entsann sich der Begebenheit wohl, doch reute ihn das gegebene Wort. Er schickte die Boten mit der Antwort zurück, der Königssohn möge an seinen Hof kommen, um darzutun, ob er fähig sei, ein so großes Reich in Weisheit zu lenken, sonst könne er ihm seine Tochter nicht geben. Im Stillen dachte er ein Mittel zu finden, sich des unbequemen Freiers zu entledigen. Als der Königssohn kam, wies man ihm die entlegensten Gemächer des Palastes zu. Der Kaiser sagte zu ihm, er solle hier Recht sprechen, damit er seine Fähigkeit zu herrschen erweise. In Wahrheit aber schickte er schlaue Leute zu ihm, die unter dem Scheine, seinen Rechtspruch zu erbitten, ihn anführen sollten.

Der Königssohn gewahrte wohl, daß man ihm nichts Gutes andachte, zumal man die Prinzessin stets vor ihm verborgen hielt, aber seine Sehnsucht hieß ihn bleiben, und er ging traurig und ratlos umher. So irrte er eines Tages durch die weiten Säle des Palastes, da erblickte er plötzlich in einem Spiegel die Gestalt seiner Braut. Sein Herz war so erregt, daß er bei ihrem Anblick in eine tiefe Ohnmacht sank. Sie eilte herbei, erweckte ihn mit lieben Worten und erzählte ihm, daß sie alle Werbungen abgewiesen habe um seinetwillen, auch daß ihr Vater Böses gegen ihn sinne und sie ihm nimmermehr zur Frau geben werde.

Daraufhin beschlossen sie, fort übers Meer zu fahren, mieteten ein Schiff, stachen in See und segelten übers Meer. Nach einiger Zeit wollten sie wieder ein Ufer erreichen. Sie gelangten an eine bewaldete Küste.

Dorthin gingen sie, und die Tochter des Kaisers zog den Ring ab, gab ihn ihm und legte sich schlafen. Als der Sohn des Königs später sah, daß sie bald aufstehen würde, legte er den Ring neben sie.

Als sie aufgestanden und zum Schiff unterwegs waren, erinnerte sie sich, daß sie den Ring vergessen hatten, und sandte ihn, den Ring zu holen. Er ging zurück, konnte aber den Ort nicht finden. Er ging an eine andere Stelle und konnte den Ring nicht finden; so ging er von Ort zu Ort und suchte nach dem Ring, bis er sich verirrt hatte und nicht mehr zurückfinden konnte.

Sie ging ihn suchen, und auch sie verirrte sich.

Je weiter er ging, desto mehr verirrte er sich. Dann sah er einen Weg und gelangte in eine Siedlung, und da er nicht wußte, was tun, verdingte er sich als Knecht.

Sie beschlossen, zu fliehen; er mietete ein Segelboot, und sie fuhren aufs Meer.

Nachdem sie einen Tag und eine Nacht mit vollen Segeln auf dem Wasser dahingetrieben waren, erblickte die Prinzessin einen grünen Strand; sie beehrte, ans Land zu gehen. Sie legten an und betraten das Ufer, an dem dichtbelaubte Frucht bäume wuchsen.

Sie gingen landeinwärts in einen Wald, lagerten sich und schliefen ein.

Als die Sonne hochstand, erwachten sie und kehrten zum Boote zurück. Da bemerkte die Prinzessin, daß sie ihren Ring im Walde verloren hatte; sie war in großer Bestürzung und bat ihn, umzukehren und den Ring zu suchen. Er eilte umher von einem Orte zum andern und suchte vergebens, bis die Dämmerung einbrach. Er verirrte sich und konnte den Weg zum Strande nicht mehr finden.

So schweifte er tagelang umher, geriet immer tiefer ins Land hinein und gelangte endlich müde und ver-schmachtet zu Menschenstätten, wo er sich als Knecht verdingte, um sein Leben zu fristen.

Die Prinzessin saß indes am Strande und harrte sein. Mit jeder neuen Sonne sank ihre Hoffnung, daß er wiederkehren würde. Als sie am Morgen des dritten Tages erwachte, sah sie, daß der Wind ihr Boot vom Ufer abgerissen und weit in die See

Auch sie wanderte und verirrt sich. Und sie beschloß, am Meer zu wohnen; also zog sie zur Küste. Da gab es Obstbäume, dort ließ sie sich nieder. Tagsüber ging sie an die Küste, weil sie dachte, vielleicht würde sie Vorbeiziehende finden, und lebte von den Früchten. Des Nachts stieg sie auf einen Baum, um sich vor den wilden Tieren zu schützen.

In jener Zeit lebte ein unermeßlich reicher Kaufmann, der auf der ganzen Welt Handel trieb. Er hatte einen einzigen Sohn. Der Kaufmann war aber schon alt. Einmal sagte der Sohn zum Vater: »Da du schon alt bist, ich aber noch jung und deine Handelsagenten mich nicht beachten, weiß ich nicht, was ich tun soll, wenn du stirbst und ich allein zurückbleibe. Gib mir ein Schiff mit Ware, und ich will zur See fahren, um Erfahrungen im Handel zu sammeln.« Da gab ihm sein Vater ein Schiff voll mit Ware. Er fuhr in fremde Länder, verkaufte die Ware, kaufte anderes und war sehr erfolgreich.

Während er so zur See fuhr, erblickte er die Bäume der Küste, an der die Tochter des Kaisers lebte. Die Seeleute dachten, es sei eine Siedlung und wollten dorthin. Als sie näherkamen, bemerkten sie, daß dort nur Bäume standen, und wollten kehrtmachen. In diesem Augenblick blickte der Sohn des Kaufmanns aufs Meer und sah dort einen Baum und in seiner Krone etwas wie einen Menschen. Und weil er dachte, er irre sich, sagte er's den anderen Männern, die da waren; sie schauten hin und sahen auch etwas wie einen Menschen in der Krone des Baumes. Sie beschloßen, sich zu nähern, und sandten einen Mann mit einem Boot hinüber. Und sie schau-

hinausgetrieben hatte. Da beschloß sie, am Meere zu warten und auszuspähen, bis ein Schiff des Weges käme, das sie aufnehmen könnte. Sie ernährte sich von den Früchten der Bäume und ruhte in ihrem Schatten.

In jener Zeit lebte in einer Stadt am Meere, die Handelsschiffe nach allen Gegenden der Erde aussandte, ein reicher, alter Kaufmann, der hatte einen einzigen Sohn. Einmal sagte der Sohn zum Vater: »Du bist alt und wirst einst dahingehen. Ich werde zurückbleiben mit all Deinen Gütern und nicht wissen, wie ich sie gebrauchen soll. Daher gib mir ein Schiff mit Ware, und laß mich aufs Meer ziehen, daß ich den Handel erlerne.« Der Kaufmann tat also, und der Sohn befuhr die See und besuchte die reichsten Länder, verkaufte seine Waren und tauschte andere ein.

Sein Schiff kam nun eines Tages an das Ufer, an dem die Prinzessin einsam wartete. Als er die fruchtbaren Bäume sah, vermutete er, daß menschliche Ansiedlungen in der Nähe sein möchten,

ten aufs Meer, um den Boten zu lenken, damit er nicht die Richtung verlöre, sondern geradewegs zu jenem Baum gelangte. Als der Bote zu dem Baum kam, sah er dort einen Menschen sitzen und teilte ihnen das mit.

So ging der Sohn des Kaufmanns selbst und sah, daß sie, die Tochter des Kaisers, dort saß, und bat sie herunterzusteigen. Sie sagte ihm, sie wolle das Schiff nur dann betreten, wenn er ihr verspreche, sie nicht zu berühren, bis sie in seine Heimat gelangt seien und in allen Ehren geheiratet hätten. Das versprach er. Als sie auf seinem Schiff war, sah er, daß sie Musikinstrumente spielen und mehrere Sprachen sprechen konnte. Er freute sich, ihr begegnet zu sein.

Dann, als sie seiner Heimat schon nahe waren, sagte sie ihm, es sei doch angebracht, daß er vorausziehe und seinen Vater, die Verwandten und alle guten Freunde benachrichtige. Da er eine so besondere Frau mitbringe, sollten alle ihr entgegenkommen, sie zu empfangen. Danach würde er erfahren, wer sie sei. (Zuvor hatte sie auch verlangt, daß er erst nach ihrer Hochzeit frage, wer sie sei. Erst dann sollte er es erfahren.) Er stimmte zu. Auch sagte sie zu ihm: »Es ist wohl angebracht, daß du alle Matrosen, die das Schiff segeln, betrunken machst, damit sie sehen, daß ihr Kaufherr mit solch einer Frau Hochzeit feiern wird.« Er stimmte ihr zu und nahm den besten Wein, den er an Bord hatte, gab ihnen davon, und sie betranken sich

stieg ans Land und erblickte die Kaiserstochter. Von ihrer Schönheit bezaubert, lud er sie ein, auf sein Schiff zu kommen und mit ihm in seine Heimat zu segeln, um dort seine Frau und Herrin über all seine reichen Güter zu werden. Da sprach die Prinzessin: »Gewährst Du mir, daß ich meinen Namen und meine Herkunft verschweige, bis Du mich in Deines Vaters Haus führst, so bin ich bereit, mit Dir zu ziehen.« Er sagte es ihr zu, und sie zog mit ihm an Bord. Sie fuhren viele Tage der Heimat des Kaufmanns zu, und sie gewann durch ihre Anmut, durch ihr süßes Lautenspiel und ihren Gesang immer mehr die Liebe des Kaufmanns und aller Schiffer.

Als aber die Türme seiner Vaterstadt vor ihren Blicken auftauchten, rief sie ihn zu sich und sprach: »Gehe, wenn das Schiff in den Hafen eingelaufen ist, voraus zu den Deinen, damit sie mir entgegenziehen und mich im Geleite, wie es einer Braut gebührt, nach Deinem Hause bringen, wo ich ihnen offenbaren werde, wer ich bin.« Er willigte freudig ein, sie aber fuhr fort: »Ich habe noch eine Bitte an Dich. Gib Deinen Leuten, die mir während der Fahrt treuen Dienst erwiesen, um meinetwillen ein Fest, spare nichts, und laß alle fröhlich sein.«

Der Kaufmann gab ihnen von seinem besten Wein, und die Matrosen eilten jubelnd ans Land, um das Fest zu feiern. Ihr Herr aber machte sich

sehr. Er aber zog heim, seinem Vater und seinen Freunden Mitteilung zu machen. Die Seeleute betranken sich, verließen das Schiff, fielen um und blieben liegen.

Während man sich nun vorbereitete, sie mit der ganzen Familie zu empfangen, ging sie hin, machte das Schiff vom Ufer los, setzte die Segel und stach in See. Des Kaufmanns ganze Familie begab sich zum Hafen, fand aber nichts.

Und der Kaufmann war voll Zorn über seinen Sohn. Der Sohn schrie und sagte: »Glaub mir's! Ich habe ein Schiff mit Ware gebracht, usw. . . .«. Aber sie sahen nichts; also sagte er ihnen: »Fragt doch die Matrosen!« Und man fragte sie, aber sie lagen betrunken da. Später, als sie wieder nüchtern waren, befragte er sie, sie wußten aber nicht, wie ihnen geschehen war. Sie wußten nur, daß sie ein Schiff mit allerlei Ware gebracht hatten, aber wo es war, wußten sie nicht. Der Kaufmann war zornig über seinen Sohn und verjagte ihn aus seiner Heimat, damit er ihm nicht mehr vor die Augen käme.

So wurde er zum Flüchtling und Wanderer. Und die Tochter des Kaisers befuhr die Meere.

Zu jener Zeit war da ein König, der baute sich Paläste nah dem Meer, denn er liebte die Meereswinde und sah gern die Schiffe vorbeiziehen. Die Tochter des Kaisers fuhr übers Meer und kam dem Palast des Königs nahe. Der König blickte hinaus und sah das Schiff ohne Ruder.

auf den Weg und ging zu den Seinen. Indessen zechten die Matrosen, bis ihnen die Sinne schwanden.

Als die Prinzessin, die allein zurückgeblieben war, das sah, kappte sie das Ankertau, hißte die Segel und zog eilends fort aufs freie Meer. Darnach kam die Familie des Kaufmanns in festlichem Zuge ans Ufer, um die verheißene Braut abzuholen; sie fand die berauschten Matrosen, die am Wege lagen, aber von dem Schiffe war nichts zu sehen.

Der Kaufmannssohn rüttelte die Schläfer auf; die aber wußten nicht, was geschehen war.

Da erzürnte der alte Kaufmann gewaltig, denn er glaubte, daß sein Sohn all sein Gut vertan habe und nun gekommen sei, um ihn mit seinen Spießgesellen zum Besten zu halten. Er fluchte ihm und verbot ihm, je wieder vor sein Angesicht zu kommen. Der Jüngling zog traurig in die ungewisse Ferne.

In jener Zeit war ein König, der hatte sich zu seiner Lust einen Palast am Meere gebaut. Er saß lange Stunden in den luftigen Hallen und betrachtete die Wolken und die Schiffe. Als er eines Tages so dasaß und seine Blicke über die unbewegte Fläche hinschweifen ließ, glitt lang-

Kein Mann an Bord. Er dachte sich zu irren und befahl seinen Leuten nachzusehen. Auch sie sahen das. Die Tochter des Kaisers näherte sich dem Palast und überlegte: »Was soll mir der Palast?« So wendete sie das Schiff, aber der König ließ nach ihr ausschicken und sie zu sich führen.

Der König hatte keine Frau, denn er konnte keine finden. Wann auch immer er eine wollte, so wollte die ihn nicht und ebenso umgekehrt.

Als die Tochter des Kaisers vor ihn kam, verlangte sie von ihm, er solle ihr schwören, sie nicht zu berühren, bis er sie rechtmäßig zur Ehefrau genommen habe. Er schwor es ihr. Und sie sagte ihm, es gehöre sich, daß er ihr Schiff weder öffnen noch antasten dürfe, daß es vielmehr bis zur Hochzeit auf dem Meer bleiben müsse. Dann werde jedermann sehen, wieviel Ware sie gebracht, und nicht sagen, er habe irgendeine gewöhnliche Frau genommen.

Er versprach ihr auch dies. Allen Ländern gab der König kund, daß sie zu seiner Hochzeit kommen sollten. Ihr baute er Paläste.

Und sie befahl, man solle ihr elf junge Damen zuführen, daß sie ihr Gesellschaft leisteten. So befahl der König, und elf Damen wurden ihr gesandt, Töchter vornehmer Fürsten, und ein eigener Palast für eine jede von ihnen erbaut. Auch sie selbst hatte ihren eigenen Palast. Und alle versammelten sich dort, um Musik zu machen und mit ihr zu spielen.

sam, ganz nahe dem Ufer, ein großes Segelschiff am Schlosse vorbei. Auf dem Schiffe war alles still, die Ruder waren eingezogen und kein Mann an Bord zu sehen. Der König wunderte sich darüber; er befahl, Boote mit Männern auszusenden, die dem Schiffe folgen und es anhalten sollten. Also geschah es; die Schiffer kehrten zurück und meldeten dem König, daß niemand als eine wunderbare Jungfrau von gebieterischem Ansehen auf dem Schiffe weile. Da ließ der König sie vor sich bringen; er ward von ihrer Schönheit sogleich bewegt und bat sie, bei ihm zu bleiben und seine Königin zu werden. Sie willigte ein und verlangte aber, so lange auf ihrem Schiffe bleiben zu dürfen, bis der König am Meere einen zweiten Palast für sie erbaut habe, in dem sie wohnen könne bis zu ihrer Hochzeit. Weiter begehrte sie, daß ihr Fahrzeug unberührt am Strande liegen bleibe bis zum Tage der Vermählung, dann wolle sie mit all ihrem Gute im Palaste des Königs Einzug halten, damit niemand sagen könne, er habe eine Frau ohne Besitz vom Markte her genommen.

Der König stimmte ihr zu und berief die besten Baumeister des Landes, damit sie ihr in Eile ein Schloß erbauten.

Als es vollendet war, sprach die Prinzessin zu ihm: »Es ziemt sich nicht, daß die Braut des Königs allein wohne. Daher muß du mir elf Jungfrauen aus den edelsten Geschlechtern Deines Reiches zu Genossinnen geben.« Der König befahl, daß man elf Fürstentöchter ihr als Gespielinnen zuführe, und ließ für jede ein reiches Gemach herrichten. Sie pflegten sich in einem großen Saale zu versammeln und trie-

Einmal sagte sie ihnen, sie wolle mit ihnen auf dem Meer segeln. Sie fuhren mit ihr und spielten dort.

Sie sagte, sie wolle ihnen von dem guten Wein vorsetzen, den sie an Bord hatte. Sie gab ihnen von dem Wein, der an Bord war, und sie wurden trunken, fielen um und blieben liegen. Und sie ging hin, machte das Schiff vom Ankerplatz los, setzte die Segel und entkam mit dem Schiff.

Der König und seine Leute blickten aufs Meer und sahen, daß das Schiff

ben Scherz und Lustbarkeit aller Art, sangen Lieder und spielten auf ihren Lauten und Flöten.

Und es kam der Tag, da der König Boten in alle Teile seines Landes entsandte und entbieten ließ, daß sich alle Edlen an seinem (sic!) Hofe begeben möchten, um die Hochzeit mitzufeiern. Da die Prinzessin gewahr wurde, daß die Vermählung nahe bevorstünde, lud sie an einem Morgen, da das Meer spiegelglatt war, all ihre Gespielinnen ein, den Tag auf ihrem Schiffe zu verbringen. Sie zogen mit ihr aufs Meer; aber während des Mahles reichte sie ihnen einen Wein, der von so betäubender Süße war, daß sie einschlummerten und nicht sahen, wie der Himmel sich mit Wolken bedeckte. Da löste, von keinem Menschen bemerkt, die Kaisertochter das Schiff vom Ufer, zog die Segel auf und ließ es vom Winde ins Meer treiben. Als es schon weit auf offener See war und ein Sturm heftig tobte, erwachten die Mädchen und begehrten angstvoll, ans Ufer zurückzufahren. Doch die Prinzessin zeigte ihnen, daß sie längst schon fern vom Lande auf den Wogen trieben. Sie fragten bestürzt, was sich zugetragen habe; sie aber sagte ihnen, daß ein wütender Windstoß die Pflöcke ausgerissen habe, an denen das Schiff befestigt war, und daß jetzt keine Möglichkeit mehr sei, umzukehren. Indessen legte sich der Sturm, und die Fürstentöchter ergaben sich in ihr Schicksal. Sie erheiterten sich beim Anblick der ruhigen Wellen, griffen zu ihren Instrumenten, spielten und sangen wie vordem und fanden bald Gefallen an dem freien, fahrenden Leben.

Indes blickte der König aufs Meer und sah, daß das Schiff der Prinzes-

nicht mehr dort lag, und waren überstürzt. Der König sagte: »Gebt acht, ihr das nicht unversehens zu sagen, denn ihr Kummer über das kostbare Schiff wird sehr groß sein.« (Er wußte ja nicht, daß sie selbst mit dem Schiff geflohen war. Er glaubte sie noch in ihrer Kammer.) Sie könnte auch denken, daß der König das Schiff jemand anderem gegeben habe. Sie sollten nur eine der Damen zu ihr schicken, um es ihr taktvoll mitzuteilen.

Man ging zu einer Kammer und fand niemanden. Zur zweiten und so zu allen elf Kammern, fand aber niemanden. Da kam man überein, eine alte Edeldame des Nachts zu ihr zu schicken. Die ging zu ihrer Kammer, aber auch dort war niemand, und alle waren sehr bestürzt.

Die Väter der Damen sahen, daß sie von ihren Töchtern keine Briefe mehr erhielten. Sie sandten Briefe, doch niemand gab Antwort. So machten sie sich selbst dorthin auf, fanden aber keine von ihren Töchtern.

Sie gerieten in Zorn und wollten den König (an einen Ort, wohin man die zum Tode Verurteilten verbannt) verbannen, weil sie die Vornehmen des Reiches waren. Doch sie besannen sich: »Ist der König so schuldig, daß er die Verbannung verdient? Er ist ein Opfer höherer Gewalt.« Sie beschlossen, ihn seiner Herrschaft zu entheben und ihn zu verstoßen. Sie entließen und verstießen ihn, und er ging davon.

Er sandte Männer auf Boote, daß sie nach dem Schiff forschten; allein sie kehrten unverrichteter Dinge zurück. Der König ahnte nicht, daß seine Braut mit dem Schiffe entflohen sei, er vermutete sie mit ihren Gespielinnen im Palaste. Er schämte sich, ihr das Geschehnis mitzuteilen, denn das kostbare Schiff enthielt all ihren Besitz, und er hatte ihr versprochen, daß es bis zu ihrer Hochzeit unversehrt vor dem Schlosse liegen solle. Er wagte nicht, es ihr selbst zu sagen, und beschloß, eine der elf Fürstentöchter vor sich bringen zu lassen, damit diese es auf kluge Weise ihrer Herrin kundtue. Seine Diener durchsuchten die Gemächer der Jungfrauen, aber alle waren leer. Indessen war die Nacht herangezogen. Nun bat der König seine Mutter, eine alte, erfahrene Frau, zu seiner Braut zu gehen und ihr den Verlust des Schiffes zu melden. Als sie aber in die Gemächer der Prinzessin trat, waren auch diese verlassen. Da war der Schreck und die Trauer groß.

Und als wenige Tage darauf die Hochzeitsgäste kamen, um das Fest zu begehen, fanden sie den König in Trübsal versunken und erfuhren, daß die Königsbraut mit ihren Genossinnen verschwunden sei. Auch die elf Fürsten, die Väter der Jungfrauen, waren unter den Geladenen; sie erhoben sich voll Zorn wider den König und begehrten, daß er ihnen ihre Kinder wiedergebe. Als der König dies nicht konnte, beschlossen sie, ihn der Herrschaft zu entheben und ihn solange aus dem Reiche zu verbannen, bis er ihre Töchter wiederbringe. Und der König verließ arm und einsam das Land.

Die Tochter des Kaisers, die sich mit den elf Damen davongemacht hatte, segelte weiter. Nach einer Weile wachten die Damen auf und begannen wieder zu spielen, wie sie es vorher getan hatten, weil sie nicht wußten, daß das Schiff längst die Küste verlassen hatte. Später sagten sie zu ihr: »Laß uns heimkehren.« Sie antwortete ihnen: »Laßt uns noch etwas länger hier bleiben.« Nach einer Weile kam ein Sturmwind auf, und sie sagten: »Laß uns heimkehren.« Da teilte sie ihnen mit, daß das Schiff die Küste schon vor langer Zeit verlassen hatte. Sie fragten, warum sie dies getan habe. Und sie sagte, sie habe befürchtet, wegen des Sturms könne das Schiff zerbrechen, und daß sie es deswegen habe tun müssen.

So fuhren sie zur See, die Tochter des Kaisers mitsamt den elf Damen, und sie spielten dort ihre Instrumente. Sie gelangten vor einen Palast, und die Damen sagten zu ihr: »Laß uns dahin fahren«, doch sie wollte nicht. Sie sagte, sie bedaure es, sich dem Palast jenes Königs, der sie heiraten wollte, genähert zu haben.

Später sahen sie etwas wie eine Insel im Meer und näherten sich ihr.

Darauf hausten zwölf Räuber, und die wollten die Frauen töten.

Die Kaisertochter aber zog mit ihren Gefährtinnen auf dem Meere dahin.

Eines Tages wurde das Schiff in die Nähe einer grünen Insel getrieben, die den Mädchen so wohl gefiel, daß sie beschlossen, dort zu landen. Sie zogen singend ins Innere der Insel, wo sie eine blühende Wiese fanden, auf der sie sich niederließen, um Kränze zu winden.

Da wurden sie von zwölf Räufern, die das Eiland beherrschten, überrascht und gefangenommen. Es waren riesenstarke, wilde Gesellen, so daß an kein Entrinnen zu denken war. Sie schleppten die Mädchen zu ihrem Hause, das mit kostbaren Juwelen und Schätzen ausgestattet war, die die Zwölf auf ihren räuberischen Seefahrten erbeutet hatten.

Sie fragte sie: »Wer ist der Größte unter euch?« Den zeigte man ihr. Sie sagte zu ihm: »Was tut ihr?« Er sagte ihr, sie seien Räuber. Sie sagte ihm: »Auch wir sind Räuber. Seid ihr es mit eurer Kraft, so sind wir es mit unserer Weisheit, denn wir sprechen Sprachen und spielen Instrumente. Was hättet ihr davon, uns umzubringen? Es ist doch besser, daß ihr uns heiratet, so werdet ihr auch unseren Reichtum haben.« Und sie zeigte ihnen, was in dem Schiff war. Den Räubern gefiel ihre Rede. Und auch die Räuber zeigten ihnen ihre Schätze und führten sie an all ihre Orte.

Sie kamen überein, nicht alle auf einmal zu heiraten, vielmehr einer nach dem anderen, jeder würde seiner Stellung gemäß die entsprechende Dame wählen.

Später dann, sagte sie ihnen, wolle sie ihnen sehr guten Wein, den sie an Bord habe, vorsetzen, von dem sie aber noch nie gekostet habe, weil er für jenen Tag verwahrt sei, an dem Gott ihr den vorbestimmten Partner zuführen würde. Und sie reichte ihnen den Wein in zwölf Bechern und bat einen jeden, auf alle zwölf zu trinken. Sie tranken, wurden betrunken und fielen vornüber. Da rief sie den anderen Damen zu: »Nun geht und tötet eure Männer!« Sie gingen hin und töteten sie alle, und sie fanden dort unermeßliche Schätze, wie sie bei keinem König der Erde zu finden sind. Sie be-

Sie führten die Jungfrauen in einen Saal und hießen sie dort warten, bis sie ihnen kundtäten, was über sie beschlossen sei. Während sie sich aber berieten, trat die Kaisertochter auf den Anführer zu und sprach: »Wer seid Ihr?« Da antwortete er: »Wir sind Räuber.« Sie aber sprach: »Auch wir sind Räuber; seid Ihr es mit Eurer Kraft, so sind wir es durch unsere Klugheit! Wir haben viele Schätze erbeutet, die wir Euch zeigen werden. Was taugt es Euch, Böses wider uns zu sinnen? Ist es nicht besser, Ihr nehmt uns zu Frauen und teilt mit uns unsere Reichtümer? Wir wollen Euer Haus führen, Euch auf Euren Fahrten begleiten und mit unserer List Euch beistehen.« Die Räuber stimmten ihr zu, und sie führte sie aufs Schiff und zeigte ihnen all ihre Schätze. Nun führten die Räuber sie gleichfalls an allen Orten herum, wo sie ihre Beute verborgen hielten.

Die Prinzessin bat um einen Tag Frist, damit sie das Haus zur Vermählung rüsten könnten; dann sollte sich jeder der Räuber unter ihnen seine Frau wählen.

In der Nacht aber waren die Unholde fröhlich, zechten und würfelten bis ins Morgengrauen, bis sie endlich in einen tiefen Schlaf verfielen. Da ließ die Kaisertochter von ihren Gefährtinnen starke Seile vom Schiffe bringen. Sie fesselten die Räuber, nahmen die Kostbarkeiten

schlossen, kein Kupfer oder Silber zu nehmen, sondern nur Gold und Juwelen. So warfen sie alles über Bord, was ihnen nicht wichtig war, und beluden das ganze Schiff mit den wertvollsten Dingen, mit dem Gold und den Juwelen, die sie dort fanden. Auch beschlossen sie, sich nicht länger wie Frauen zu kleiden. Sie nähten sich Männerkleider nach deutscher Mode und segelten davon.

Zur selben Zeit trug es sich zu, daß da ein alter König lebte. Er hatte einen einzigen Sohn, den verheiratete er und übergab ihm sein Königreich. Einmal sagte der Prinz seinem Vater, er wolle mit seiner Frau auf dem Meer segeln, so daß sie sich an die Meeresluft gewöhne, für den Fall, daß sie jemals übers Meer fliehen müßten. Und der Prinz, seine Frau und seine Minister bestiegen ein Schiff, waren sehr ausgelassen und rissen Possen. Sie beschlossen, ihre Kleider auszuziehen. Das taten sie, und als sie nichts weiter auf dem Leib hatten als die Hemden, versuchten sich einige damit, den Mast zu erklimmen. Und der Prinz kletterte auf den Mast.

Währenddessen kam die Tochter des Kaisers mit ihrem Schiff in die Nähe und sah das Schiff (des Prinzen und der Minister). Zuerst hatte sie Angst, sich ihm zu nähern. Dann kamen sie etwas näher, und als sie sahen, daß es dort sehr fidel zuging, erkannte sie, daß es keine Räuber waren, und fuhr näher heran. Sie sagte ihren Leuten: »Ich kann den Kahlschädel ins Meer werfen.« (Der Prinz, der auf den Mast kletterte, hatte eine Glatze.) Sie sagten zu ihr: »Wie sollte das möglich sein? Wir sind sehr weit entfernt!« Sie gab zur Antwort, daß sie ein Brennglas habe, damit werde sie ihn hinunter-

und luden sie auf ihr Schiff. Dann hißten sie die Segel und entkamen glücklich aufs weite Meer. Sie beschlossen, von nun ab nicht mehr wie Frauen gekleidet zu gehen, sondern legten Männertracht an.

Zur selben Zeit regierte ein junger König, der unternahm mit seiner Frau und den Großen seines Reiches eine Lustfahrt aufs Meer. Scherz und Jubel herrschten auf ihrem Schiffe; einer aus dem Gefolge des Königs begann im Übermut den Mastbaum emporzuklettern, aber es gelang ihm nicht, die Spitze zu erreichen. Sodann versuchte es ein zweiter und ein dritter, und auch sie brachten es von der Sonnenhitze ermattet, nicht zu Stande. Endlich wollte der König selbst seine Gewandtheit zeigen, und er gelangte auf die Höhe.

werfen. Aber sie wollte ihn nicht hinabstoßen, bevor er nicht die höchste Spitze des Mastes erreicht hatte. Wenn er nämlich erst in der Mastmitte wäre, würde er ja aufs Schiff, wenn aber auf der Mastspitze, ins Meer fallen. Sie wartete, bis er ganz oben auf der Mastspitze war, nahm ihr Brennglas und richtete es auf sein Hirn, bis sein Hirn verbrannte und er ins Meer stürzte. Als die auf dem Schiff des Prinzen sahen, daß er abgestürzt war, erhoben sie großes Geschrei, denn wie würden sie nach Hause zurückkehren können? Der König würde vor Kummer sterben! Sie beschlossen, sich dem Schiff (der Tochter des Kaisers) zu nähern, das sie gesehen hatten, denn da mochte ein Doktor sein, der ihnen raten könnte. Sie näherten sich ihrem Schiff und sagten ihrer Mannschaft, sie hätten nichts zu befürchten, sie würden ihnen nichts antun. Sie fragten: »Gibt es vielleicht unter euch einen Doktor, der uns raten könnte?« Und sie erzählten ihnen die ganze Geschichte, wie der Prinz ins Meer gestürzt war.

Die Tochter des Kaisers riet ihnen, den Prinzen aus dem Meer zu fischen. Das taten sie, fanden ihn und zogen ihn heraus. Sie fühlte seinen Puls und sagte: »Das Hirn ist ihm verbrannt.« Sie rissen sein Hirn auf und fanden, wie sie gesagt hatte. Sie staunten sehr, daß der Doktor (des Kaisers Tochter) so treffend gesprochen hatte. Sie baten, er solle doch mit ihnen heimkehren und des Königs Arzt werden, sie würde sehr bedeutend sein. Sie wollte das nicht und sagte, daß sie kein Doktor sei, sondern einfach derlei Dinge wisse.

Die Leute vom Schiff des Prinzen wollten heimkehren, und so segelten beide Schiffe zusammen. Die Vor-

Während ihm alle auf dem Schiffe zujauchzten, ließ er plötzlich den Mastbaum los und stürzte ins Meer. Einen Augenblick waren alle vom Entsetzen gebannt, dann sprangen die Matrosen ins Wasser und brachten den König an Bord. Man versuchte ihn zum Leben zu erwecken, aber alle Bemühungen blieben fruchtlos.

Indessen hatte sich ein anderes Schiff genähert, auf dessen Verdeck man zwölf junge Männer erblickte. Auf dem Königsschiffe waren Angst und Trauer eingekehrt, und in ihrer Ratlosigkeit riefen die Insassen die Männer auf jenem Fahrzeuge an, ob kein Heilkundiger unter ihnen sei.

Da trat der Anführer jener Zwölf hervor und sprach: »Laßt mich den König sehen! Vielleicht kann ich ihm helfen!« Der Fremdling stieg herüber, beugte sich über den König und sah, daß er tot war. »Er ist nimmer zu retten,« sagte er, »die Sonne hat ihm das Hirn versengt.«

nehmen stimmten der Idee zu, daß ihre Königin (die Witwe des Prinzen) den Doktor heiraten sollte, der großen Weisheit wegen, die sie an ihm gefunden hatten. (Die Vornehmen des Prinzen, der gestürzt und gestorben war, dachten, daß die Tochter des Kaisers und ihre edlen Damen Männer seien, weil sie wie Männer gekleidet waren. So wollten sie, daß ihre Königin den Doktor heirate – in Wirklichkeit des Kaisers Tochter – da er in seiner Weisheit gewußt hatte, daß des Prinzen Hirn verbrannt war, als er stürzte.)

Sie wollten, daß er ihr König werde, und sie würden dazu ihren alten König töten. Es war ihnen unangenehm, der Königin zu sagen, sie solle einen Doktor heiraten. Ihr gefiel es sehr, diesen Doktor zu heiraten. Sie fürchtete nur, das Land würde ihn nicht als König haben wollen.

Sie kamen überein, Banketts zu veranstalten, so daß sie beim Trinken, in einem weinseligen Augenblick, die Sache bereden könnten. Sie veranstalteten Banketts, ein jeder an einem bestimmten Tag. Als der Tag des Banketts des Doktors (d.i. der Tag der Tochter des Kaisers) kam, gab er ihnen von seinem Wein, und sie wurden betrunken. In einem Augenblick von Seligkeit nahmen die Minister das Wort: »Wie hübsch wär's doch, wenn die Königin den Doktor heiraten würde!« Und der Doktor sprach: »Sehr hübsch wäre es, wenn sie darüber mit einem Mund reden würden, der nicht betrunken ist.« Auch die Königin nahm das Wort: »Es wäre sehr hübsch, sollte ich den Doktor heiraten, nur muß das Land zustimmen.« Der Doktor nahm wieder das Wort: »Sehr hübsch wäre es, wenn sie dar-

über mit einem Mund reden würden, der nicht betrunken ist.« Danach, als sie (von ihrer Trunkenheit) wieder nüchtern waren, erinnerten sie, die Minister, sich an das, was sie gesagt hatten, und es war ihnen unangenehm wegen der Königin, daß sie so etwas gesagt hatten. Aber sie überlegten: »Die Königin hat es selbst ja auch gesagt.« Und auch der war es unangenehm ihretwegen. Aber sie überlegte: »Sie haben es ja auch gesagt.« So fingen sie an, sich zu besprechen, und machten alles miteinander aus. Und sie stimmte zu, den Doktor (d.i. die Tochter des Kaisers, die sie für einen Doktor hielten) zu heiraten, und alle kehrten in die Heimat der Königin zurück.

Und als das Volk sie erblickte, jubelte es, denn es war lange Zeit her, daß der Prinz mit dem Schiff davongesegelt war. Sie wußten nicht, wo er geblieben war, und der alte König war vor ihrer Rückkehr gestorben. Dann bemerkten die Leute, daß der Prinz, der ihr König geworden war, nicht da war. Und sie fragten: »Wo ist unser König?« Die Seefahrer erzählten ihnen die ganze Geschichte, daß er gestorben war und sie bereits einen neuen König angenommen hatten, der mit ihnen gekommen war. Und das Volk war sehr glücklich, daß es schon einen neuen König hatte.

Da wandten sie in tiefer Betrübniß das Schiff heimwärts und baten den Fremdling, mit ihnen zu ziehen und vor dem Volke Zeugnis abzulegen, daß sie an dem Tode des Königs unschuldig seien. So bestieg denn die Kaisertochter wieder ihr Schiff und fuhr hinter dem andern einher. Sie betrat mit der Königin und dem Gefolge das Land und gab Kunde vom Tode des Königs. Die Fürsten des Reiches hatten von nun ab großes Vertrauen zu dem unbekanntem Jüngling und baten ihn, bei ihnen zu bleiben und ihnen seinen Rat zu erteilen. Der Fremde blieb mit seinen Genossen am Hofe, und sein Ansehen wuchs mit jedem Tage.

Da nun der tote König keinen Erben hinterlassen hatte, wußte man nicht, wer das Land in Zukunft regieren sollte, und bedrängte die Königin, sie möge sich einen Gatten nehmen, damit das Volk einen Herrscher bekomme. Die Königin aber hatte an dem Jüngling großen Gefallen gefunden und war einverstanden, als die Fürsten beschlossen, ihn zu

Der König (d.i. des Kaisers Tochter, die jetzt König geworden war) befahl, daß in allen Ländern verkündet werde, daß jeder, gleich wer er sei, zu seiner Hochzeit kommen solle, Wanderer und Heimatlose, alle Entflohenen und Vertriebenen. Niemand dürfe fehlen, jeder werde reiche Geschenke erhalten. Auch ließ der König Brunnen um die ganze Stadt herum anlegen, damit man nicht weit gehen müßte, wenn man trinken wollte, jeder sollte einen Brunnen nahe finden. Auch ließ der König sein Abbild bei jedem Brunnen zeichnen und Wächter dort zur Wache aufstellen. Wenn jemand käme und das Bild sehr aufmerksam betrachten und die Stirn runzeln würde, den sollten sie gefangensetzen. Alles wurde ausgeführt.

Es kamen alle drei: Der erste Königssohn (der wahre Bräutigam der Tochter des Kaisers, die König geworden war) und der Kaufmannssohn (verstoßen von seinem Vater, da die Kaiserstochter mit dem Schiff und all seiner Ware geflohen war) und der König, der seines Königreiches enthoben war (da sie von ihm mit den elf Damen geflüchtet war). Jeder der drei erkannte ihr Abbild. Sie schauten es an, erinnerten und härmteten sich.

Also nahmen die Wächter sie gefangen.

Während der Hochzeitsfeier ließ der König (d.i. des Kaisers Tochter) die

ihrem König auszurufen und ihr zu vermählen. Auch der Jüngling schien es zufrieden; er sandte Boten in alle Reiche der Welt und ließ ausrufen, daß alle Wanderer und Heimatlosen, alle Entflohenen und Vertriebenen zur Hochzeit kommen möchten. Weiter befahl er, daß man rings um die Königsstadt im Schatten alter Bäume Brunnen anlege, damit jeder Pilger, der des Weges käme, eine kühle Stätte zur Rast und einen Trunk zur Labe fände. Über den Brunnen aber sollte auf einer Säule das Bild des neuen Königs stehen, und bei jedem Brunnen sollte ein Wächter Acht haben, ob da vielleicht einer gezogen käme, der beim Anblick des Bildes erschreke oder sich unmäßig betrübe. Fänden sie einen solchen, so sollten sie ihn ergreifen und in Gewahrsam bringen, aber wohl halten und mit allem versorgen, was er bedürfe. Es kamen viele Wanderer in Trübsal und Elend daher, und die Kaiserstochter gab jedem aus ihren Schätzen so viel, daß ihm für sein Leben lang geholfen war.

Drei waren dabei, die erschrecken und betrübten sich vor ihrem Bilde; man ergriff sie und brachte sie in Gewahrsam und führte sie vor den Thron. Die Kaiserstochter erkannte sie, es waren nämlich ihr Bräutigam, der Kaufmannssohn und der König, den man vertrieben hatte. Jene aber erkannten sie nicht, weil sie Män-

Gefangenen vorführen, da brachte man diese drei, und sie erkannte sie. Die aber erkannten sie nicht, da sie wie ein Mann gekleidet war.

Die Tochter des Kaisers nahm das Wort und sprach: »Du, König, wurdest deiner Herrschaft enthoben wegen jener elf Damen, die verloren gingen. Hier sind deine Damen. Kehre zurück in dein Land und dein Königtum.«

»Du, Kaufmann, wurdest von deinem Vater verstoßen wegen des Schiffs und der Ware, die verloren gingen. Hier ist das Schiff mit aller Ware. Und weil dein Geld so lange ausstand, sind nun in deinem Schiff doppelt und dreifach soviel Schätze wie zuvor.« (Das Schiff selbst mit all der Ware des Kaufmanns, mit dem sie geflohen war, war unversehrt, und dazu waren darin all die Schätze, die sie den Räubern abgenommen hatte. Und es war unermeßlich reicher.)

»Und du, Königssohn (d.i. ihr wahrer Bräutigam), komm her! Auf, laß uns heimfahren.«

nerkleider trug. Sie befahl den Dienern, die drei in Gewahrsam zu halten bis zum Tage der Vermählung. Am Morgen des Hochzeitstages aber erschien die Kaisertochter mit ihren elf Genossinnen in Frauengewändern und gab sich allen zu erkennen.

Sie sprach zu dem einen der Drei: »Du, Kaufmann, Dich hat Dein Vater vertrieben, weil Dein Schiff mit den Waren verloren war. Hier ist Dein Schiff und Gold und Edelgestein dazu!«

Und zum andern sprach sie: »Du, König, Dich haben sie verjagt wegen der elf Fürstentöchter! Hier sind sie; kehre zurück zu Deinem Lande und zu Deinem Königtum.« Sie dankte den Jungfrauen und verlieh ihnen reiche Geschenke.

Zum letzten aber sprach sie: »Und Du, Königssohn, laß uns heimkehren in Dein Reich.« Und dann sagte sie der Königin und allen Großen des Reiches und allen, die zum Feste versammelt waren, wer sie sei und welches Leid sie um ihrer Liebe willen getragen habe. Da waren alle, die es hörten, bewegt ob ihrer Weisheit und ihrer Treue. Die Königin

Und sie kehrten in ihre Heimat zurück.

aber ließ ein Schiff ausrüsten, das die beiden in die Heimat führe, und sie und alle Fürsten des Landes gaben ihnen das Geleit in großen Ehren.

### III

Als der junge Buber unter den chassidischen Büchern das »wohl volkstümlichste von allen« kennenlernte, begann er »fast unwillkürlich« zu »übersetzen«. Aber – »als ich fertig war, schien mir, was vor mir lag, dürftiger, als ich vermeint hatte . . . Als ich eine (sc. die unsere) von ihnen gedruckt sah, war ich vollends enttäuscht . . . durch Übertragung ließ sich da Reinheit nicht wahren, geschweige denn gewinnen – ich mußte die Geschichten . . . aus mir heraus erzählen . . .«<sup>14</sup>

Der fast Vierzigjährige irrt, wenn er sagt, der sechsundzwanzigjährige Bearbeiter von Nachmans »Vom König und vom Kaiser« habe übersetzt bzw. übertragen und nicht auch hier schon dasselbe getan, was er dann mit den in die GRN aufgenommenen Stücken tun würde. Auch hier hat er aus sich selbst, aus dem »formenden Gedächtnis« heraus das »echte Bild« gemalt, »bildnerisch« neu erzählt.<sup>15</sup>

Buber war weniger mit seiner Übertragung als mit der Geschichte selbst unzufrieden.<sup>16</sup> Er will anfangs keine anderen Leser als Kinder im Sinn gehabt haben. Wenn denn dies ein Märchen ist, so doch keins für Kinder. Buber widerspricht sich – im Untertitel von 1905 heißt es »nacherzählt«, 1917 hingegen sagt er »übersetzt« und »Übertragung«. Da diese Bearbeitung jedoch nicht hinter den Freiheiten aller darauffolgenden Nachmaniana zurückzustehen scheint<sup>17</sup>, hat Buber sie nicht aus dem in »Mein Weg zum Chassidismus« angegebenen Grund verworfen: Übertragung verdunkle die »Urform« nur noch mehr, und Rettung der »Reinheit« liege allein im bildnerischen Neu-Erzählen. Vielmehr mißfiel ihm die Geschichte selbst, und sein Restaurierungsversuch mußte scheitern.

14 Mein Weg zum Chassidismus (MWzCh), zuerst 1917 als Zeitschriftenbeitrag; separat (Frankfurt/M.) 1918; hier zitiert nach: Die chassidischen Bücher, 1928, S. 655–672, hier S. 667; in Klammern die Seitenzahlen der Ausgabe letzter Hand, Werke III, 1963, S. 959–973, hier S. 968f.

15 MWzCh, S. 667 (S. 969); Die chassidischen Bücher, Vorrede, S. IX (»bildnerisch«).

16 Seine emotionale Beziehung zu Nachman zeigt sich in den mehrfachen Überarbeitungen der GRN, an der von 1928 bis 1955 vorgenommenen Ausscheidung der Geschichte »Vom Stier und vom Widder«, die ihm »allzu fremd geworden« war, als daß er »sie weiter mitführen« mochte (Die chassidischen Bücher, Vorbemerkung, S. IX), und an seiner wiederkehrenden Beschäftigung mit Nachman (Ein Zaddik kommt ins Land, s.u.); s. auch seinen Briefwechsel mit G. Scholem.

17 H.-H. Bleuten, Der Rabbi und sein Sohn. Martin Bubers Verarbeitung einer Geschichte des Rabbi Nachman von Bratzlaw, in: Brocke, (s. Anm. 3), S. 107–129; H.-H. Bleuten erarbeitet eine vergleichende Analyse aller GRN.

Das Vergnügen, alle Abweichungen Bubers zu erfassen und zu bewerten, soll dem Leser belassen bleiben. Ich begnüge mich mit einem Resumé, das von nahezu allen Einzelheiten absieht.

Buber rearrangiert (nicht ungeschickt, s. die Damen-auf-dem-Meer-Szenen, doch auch nicht unbedingt gefordert). Er fügt hinzu und füllt Leerstellen fantasievoll interpretierend auf (beschreibende Details, Zeitangaben, Begründungen, Figuren wie den Einsiedler, den Märchenschlußsatz usw.). Vor allem jedoch läßt er fort und beseitigt. Leicht wären zwanzig bis dreißig eliminierte Einzelelemente kleineren und größeren Stellenwerts (ohne seine Vermeidung von Wiederholungen) aufgezählt. Es entstehen erzähllogische Schwierigkeiten und Mängel: Die Kaisertochter wird als sehr klug und zur Reichsregierung bestimmt eingeführt, sagt am Ende aber: »Laß uns heimfahren in *Dein* Reich«. Die Räuber dürfen leben, gut, dann aber müssen sie unter den »Hochzeitsgästen« sein! (Es sind sehr kluge Räuber.) Leider auch läßt Buber die Kaisertochter ausdrücklich lügen, was Nachman selbstverständlich vermieden hat. Komplementarität und Symmetrie (Einandererkennen, Versprechen, Verlust und Suche des Rings) sowie das Motiv der expliziten und impliziten (Glatzkopf, Brennglas, Brunnen) Spiegelungen werden von Buber zur Asymmetrie aufgelöst. Buber veräußerlicht und verdinglicht (Einsiedler und wundertätiger Spruch statt der Kraft des Versprechens); er simplifiziert Geheimnisvolles (Verlust des Rings). Ein »Zauberer« wird eingeführt, das magisch-rituelle Element Wein aber zu banaler Beliebigkeit relativiert. Alle dem Inkubus bürgerlicher Moralvorstellung widerständigen »Anstößigkeiten«: Kryptisches, Skurriles oder Banales, Groteskes, Sarkastisches oder Satirisches, gar Dämonisches – Wesenszüge und Ingredienzien dieser Romanze – sind expurgiert. Alle Wertungen Nachmans sind abgelehnt oder ins möglichst »Positive« gewendet. Buber moralisiert, psychologisiert, verniedlicht und verkehrt Nachmans ausdrückliche Intention geradezu in ihr Gegenteil (Tötung des Prinzen und die Folgen). Das ist, gewiß, ein negatives Fazit. Mit ihm wächst die Verwunderung über die Gründe dieses radikalen Eingriffs. Er ist nicht voll auf das Konto Kindgemäßheit zu verbuchen. Was ließ Buber zum Skalpell greifen, und was ließ ihn das Ergebnis verwerfen?

#### IV

Vor der Antwort auf diese Fragen liegt mir daran, den *act of reading*, den Nachmans Text selbst darstellt, zu kennzeichnen, ohne ihn jedoch zu interpretieren. Nach Bubers Appropriation sollte Nachman die Gerechtigkeit eines im *Bloomschen* Sinne »schwachen« Lesens widerfahren, sollte er aus sich selbst heraus begriffen werden. Doch wird dies Begreifen an dieser Probe seines Erzählens sogleich wieder fraglich. *Bloom* wäre mit *Emerson* oder *Yeats* (»All must copy copies«) bei der Hand, denn Nachman hat hier selbst ein »schwaches« *misreading* geübt. Es verdankt sich seiner Reise über Istanbul nach Galiläa, die auch narrativ nicht ohne Folgen blieb. Er muß zahlreiche Geschichten gehört haben. Diese hier hat in ihrem Ablauf und ihrer Motivkette insgesamt eine orientalische

»Vorlage«, die, da wahrscheinlich mündlich, nicht auffindbar oder nicht genau rekonstruierbar ist.<sup>18</sup>

Die andernorts beigebrachten »Parallelen« aus »Tausendundeiner Nacht« und dem Geschichtenschatz jemenitisch-jüdischer Frauen beweisen, daß Nachman in Kontakt mit volkstümlicher islamisch(?)/jüdischer Erzähltradition kam. An den Gemeinsamkeiten läßt sich Nachmans *misreading* dieser Romanze durchaus deutlich ablesen. Er zielt auf die Stärkung des Geheimnisvollen, so der Aura der Kaisertochter (ihre Spiegelungen) und ihres Handelns; in der Vermeidung der – orientalisch möglichen – Doppelheirat (wiedergefundener Bräutigam heiratet sowohl seine Braut als auch die lokale Prinzessin) und besonders in der Intensivierung des Kampfs der Heroine gegen ihre falschen Freier, vor allem gegen den großen Gegenspieler, den (vermeintlich?) dumm-harmlosen jungen König auf Vergnügungsfahrt. Auch die maritime Diplomatie, die ihr die Macht gibt, ihren Gatten herbeizuführen, ist Nachman eigen, der so ihre Erwählung durch den Zufall vermeidet – wie Nachman durchweg »märchenhafte« Unwahrscheinlichkeiten seiner Vorlage vermeidet und einen etwas logischeren Text knüpft. Nachman »liest« die Geschichte nur wenig anders, als er sie gehört haben mag. Er beläßt ihr die Abfolge der Episoden und ihren orientalischen Charakter, auch die der Kabbala nicht unvertraute faszinierend-gefährliche Ambivalenz des Weiblichen, erweitert aber die zum Schluß führende Phase. Hohn und Sarkasmus dienen der um die Vereinigung kämpfenden Kaisertochter, die die Befreiung, die ihre wie die seine, selbst in die Hand genommen hat.<sup>19</sup> Es geht um nichts weniger als die endliche Wiederherstellung bzw. die Gewinnung der uranfänglich intendierten und durch die Geburten besiegelten Verbindungen. Im Kontrast dazu kürzt er den Schluß. Dessen Hohn und Hast machen die Anstrengung

18 Buber hat den orientalischen Zug gespürt (MWzCh, S. 667 [S. 969]), was nicht verfolgt worden ist. Dankbar vermerke ich, daß die Teilnehmer meines Nachman-Seminars diese Züge selbständig entdeckt und aus »1001 Nacht« belegt haben. Dank auch der Forschungskommission der Universität GHS Duisburg, die die Übersetzung und Untersuchungen zeitweilig fördern konnte. – Einzelne orientalische Motive finden sich in den Nrn. 6 (Der König und der Weise), 10 (Der Bürger und der Arme), 13 (Die sieben Bettler) und in apokryphen Texten. Für unseren Text konnte ich die Abhängigkeit Nachmans von orientalischen Vorlagen des Romanzen-tale-type Aarne-Thompson 881 A bzw. jüdisch 881\* B nachweisen (Oriental Influence in R. Nahman of Bratslav's Sippurey Ma'assiyot [hebr.]. Proceedings of the Eighth World Congress of Jewish Studies, Division C, [Jerusalem] 1982, S. 183–190). Die dazu benutzten Texte: 1. eine jemenitisch-jüdische Frauengeschichte: Die Geschichte vom mannhaften Mädchen, oder Reue, die zu spät kommt, nützt nichts, in: *S.D.F. Goitein*, Von den Juden Jemens. Eine Anthologie, (Berlin) 1934 (Schocken-Bücherei 13), S. 49–69; 2. die »History of the Lovers of Syria«, in: *R.F. Burton*, The Book of the Thousand Nights and A Night. Supplemental Nights, (London) 1897, Bd. 11, S. 167–179, sowie 3. »Alī Schâr und Zumurrud« und 4. »Kamar ez-Zamân« in *E. Littmanns* Ausgabe der Erzählungen aus den 1001 Nächten, 1953–54, Bd. 3, S. 207–258 und Bd. 2, S. 357–476. Weitere in den Israel Folktales Archives, Haifa, registrierte Versionen warten auf Untersuchung. Alle stammen aus orientalischen Judenschaften.

19 Die aktive weibliche Figur in Nr. 2 bildet Spiegelbild und Gegenstück zur passiven in Nr. 1 (Vom Verlust der Königstochter). Die Datierung der Nr. 2 ist unsicher, es ist also nicht ausgemacht, daß sie aus chronologischen Gründen auf Nr. 1 folgt.

des Zaddik im Kampf um den *tikkun* spürbar. Nachman hat seine Hoffnung, die »andere Seite« zu bezwingen, 1806 nicht aufgegeben, sondern erfahren, daß sein Erzählen selbst Kräfte der Erlösung transportiert, wenn nicht selbst erlösend ist.

## V

In zionistischem Kontext wendet sich Buber 1950 Nachman erneut zu: »Es waren nahezu vierzig Jahre seit dem Tode des Baalschemtow vergangen, als sein Urenkel Nachman sich zur Reise ins Heilige Land rüstete. Er war damals sechs- undzwanzigjährig. Hier sind wir nicht auf die Legende angewiesen: nach seinen eigenen Mitteilungen hat sein Schüler und Apostel Natan Schritt um Schritt aufgezeichnet; wir stehen hier auf dem Boden eines einzigartigen biographischen Interesses, das zwar manchen Vorgang legendär deutet, aber keinen umdichtet.«<sup>20</sup>

Dieses Vertrauen in Nachmans Sekretär, R. Natan Sternharz (1780–1845), überrascht angesichts der Kritik, die Buber an ihm als dem Aufzeichner und Herausgeber der Geschichten geübt hatte. Natan war erst 1802 zu Nachman gestoßen und schöpft die Nachrichten über Nachmans Reise aus verschiedenen Quellen, keineswegs vorwiegend von Nachman selbst. Ganz anders die Geschichten, auch wenn Natan zwischen 1806 und 1810 nicht alle selbst gehört hat und nicht alles Gehörte sogleich niederschreiben und mit Nachman besprechen konnte. Als persönlicher Sekretär Nachmans war er jedoch gewohnt, intensiv mit ihm zusammenzuarbeiten, bis die Übereinstimmung der Lehrvorträge mit den Intentionen des Zaddik erzielt war. Die Forschung sieht ihn als ungewöhnlich zuverlässig an.<sup>21</sup> Buber dagegen schrieb von den Geschichten:

(1905) »... meist so verworren, weitschweifig und in unedler Form wiedergegeben – offenbar durch die Niederschreibenden entsteht –, daß ich sie fast durchgehend nur als Rohstoff behandeln konnte.«<sup>22</sup>

(1906) »... die ursprüngliche Erzählung offenbar maßlos entstellt und verzerrt ...«

»... also daß wir, wie von dem ersten Meister ... , so von dem letzten keine wahrhafte und unmittelbare Botschaft besitzen und uns nur aus den offenbar entstehenden Berichten seiner Schüler, die mit geringem Verständnis ... aufzeichneten ... , nach mancherlei Ausscheidung, Vergleichung und Ergänzung ein recht unvollständiges Bild ... zu machen vermögen.«

»... die meisten (insbesondere die nicht in die Sammlung aufgenommenen) in völlig verstümmelter und fragmentarischer Weise.«<sup>23</sup>

(1917) »Aber an ihnen allen haftete auch die Entstellung; die des Inhalts durch allerlei

20 Israel und Palästina. Zur Geschichte einer Idee, 1950, darin: Ein Zaddik kommt ins Land (Über Rabbi Nachman von Bratzlaw), S. 115–139, hier S. 119; vgl. auch GRN, S. 26, und »Noch Einiges zur Darstellung des Chassidismus«, Werke III, 1963, S. 998.

21 Weiss (s. Anm. 9), Kap. 5; Piekarz (s. Anm. 9), S. 16–20; S. 152–160; Green (s. Anm. 4), S. 5–16.

22 Zur Erstveröffentlichung von »Der Rabbi und sein Sohn«, Ost und West 5 (1905), Sp. 493.

23 GRN, S. I. 21. 41.

utilitaristische und vulgär-rationalistische Einschläge, die der Form durch Verwirrung der Linien und Trübung der reinen Farben . . .«<sup>24</sup>

Diese Schärpen wurden später verschiedentlich gemildert, doch hatte die Einstimmung des Lesers auf die Notwendigkeit der Eingriffe ihre Wirkung getan. Das Beharren auf Entstellung, Verwirrung und Unzulänglichkeit der Schüler erreichte, daß niemand diese Vorwürfe und den Erfolg Bubers bei »Erhaltung« der »Kraft der Motive«, der »reinen Elemente der ursprünglichen Fabel«, bestritt<sup>25</sup>, obwohl Buber selbst andererseits kein Hehl daraus machte, daß er Nachman »nacherzählt, in aller Freiheit, aber aus seinem Geiste, wie er mir gegenwärtig ist.«<sup>26</sup> Wer wollte schon den von Buber beanspruchten Geist mit dem Buchstaben vergleichen oder nach dem Woher des Wissens fragen? Die Bereitwilligkeit der Leser hat Buber bis in die Gegenwart Nachman ersetzen lassen. Bubers Behauptung atmet lurianischen Rhythmus: Ursprüngliche (vielleicht nur intendierte?) »Reinheit«, »Entstellung« durch unzulängliche Schüler, Wiederherstellung durch den nachgeborenen wahrhaft Treuen.<sup>27</sup>

Die so unterschiedliche Bewertung der jeweiligen Leistungen Natans sowie die der Entstellung des BeSchT einerseits und die der Erzählungen Nachmans andererseits rührt her aus der Rolle, die der junge Buber sich mit seiner Restaurierung Nachmans selber zudachte.

1815 begann nach *Dubnow* und damit auch für Buber die Entartung in den extremen Zaddikismus, als dessen erster Repräsentant *Dubnow* schon Nachman galt. Für Buber war er die Scheidefigur an der Schwelle zum Niedergang, die Krankes nicht vernichten, sondern heilen wollte, was aber nicht gelang. So ist Nachman »der Größte, der Reinste, der Tragischste«.<sup>28</sup> So nennt er ihn den vielleicht letzten jüdischen Mystiker<sup>29</sup> und den letzten Meister<sup>30</sup> des Chassidismus. Der Sinn dessen wird jetzt hell. Nachman war ihm der letzte wahrhaft chassidische Zaddik, starb jung, kurz vor dem Verfall. Die Bratzlauer sind auch die »toten Chassidim«, weil sie seit 1810 niemanden zum Zaddik haben werden lassen. Buber mußte mit keinem wie auch immer legitimen und wie auch immer »entarteten« Erben Nachmans konkurrieren, vielmehr: ». . . der Chassidismus ist ver-

24 MWzCh, S. 666f. (S. 968).

25 Negative Kritik blieb ohne öffentliches Echo. S. *Franz Kafkas* Briefe an Felice vom 16.1., 19.1. u. 21./22.1.1913 und an Max Brod im Januar 1918 und *Scholems* Rezensionen kabbalistischer Nachdichtungen in Bubers Zeitschrift *Der Jude* 5 (1920/21), bes. S. 366 und 369; 6 (1921/22), bes. S. 66.68f., die sich auch auf Buber beziehen lassen. Vgl. *F. Rosenzweig*, Briefe und Tagebücher, 1979, Nr. 836 an R. Hallo, Dez. 1922, S. 865.

26 GRN, S. 1 (so erst ab 2. Aufl.).

27 Bubers Zugang zum BeSchT ist zwar ähnlich – Beklagen der Unzulänglichkeit usw. der Niederschrift –, doch geht es dabei nicht um Erzählungen des BeSchT, sondern über ihn. Die Kritik ist selten, m.W. nur in der Einleitung zu den GRN (!), S. 15, nicht aber in der Legende des Baalschem selbst.

28 GRN, S. 20; vgl. Buber über sein »alter ego«, den 1919 ermordeten Gustav Landauer: »einer der reinsten, echtsten, edelsten, mutigsten, treuesten Menschen unserer Zeit«, aus: Bericht und Berichtigung, in: *Der Jude und sein Judentum*, 1963, S. 231.

29 GRN, S. 5.

30 GRN, S. 21; verändert in *Werke III*, S. 897, zu: »später Meister«.

dorben. Aber die chassidischen Schriften haben uns seine Lehre und seine Legende übergeben.«<sup>31</sup>

Es genügte also, daß die direkten Schüler Nachmans nicht »ebenbürtig«, sondern »unzulänglich« waren, um sich selbst über ein Jahrhundert des Epigonentums hinwegheben zu können: »Zulänglicher als die unmittelbaren Jünger empfing und vollzog ich den Auftrag, ein später Sendling im fremden Sprachreich.«<sup>32</sup> Und Nachman war sowohl Zaddik – einer, wie Buber sich 1917 selbst beschrieb: »Ich, wahrlich kein Zaddik, kein in Gott gesicherter, sondern ein vor Gott gefährdeter, ein immer neu um Gottes Licht ringender und immer neu an Gottes Abgründen vergehender Mensch, erlebte . . . dennoch den wahren Zaddik«<sup>33</sup> – als auch ein Erzähler ganz eigentümlicher, bislang ungeahnter Freiheit, ohne Abhängigkeit von Bibel, Talmud und Midrasch.

Bubers noch unruhig suchendes Berufungsbewußtsein hatte die ideale Anknüpfungs- und Identifikationsfigur gefunden. Er erkennt sich als *Nachman redivivus*. »Offenbare« Entstellung erlaubt ihm, seine eigene Berufung öffentlich zu legitimieren. Durch die Restaurierung des erzählenden Wortes beweist der »späte Sendling« seine »eingeborene innere Verbindung mit der chassidischen Wahrheit« und erlebt »Einheit mit dem Geiste Nachmans«. <sup>34</sup> Wer ursprünglich mündlich Erzähltes, sodann schriftlich Entstelltes aufs neue zu erzählen vermag, erweist sich als berufener Retter der Ursprünglichkeit, der »Reinheit« wiedergewinnt.

*Blooms* Theorie reicht nicht hin, dieses Doppelspiel von Identifikation und Verselbständigungs-*misperison* zu erfassen. An und durch Nachman wächst Buber zum eigenständigen Schriftsteller heran, der doch zugleich nichts anderes als Treue zu wahren und zu erzeugen glaubt. Er identifiziert sich mit Nachman als wiedergekommener Nachman – kann er doch zulänglich erzählen –, bemächtigt sich seiner Kraft und depossediert ihn in eben dieser Identifikation. Also »purgation and renewal« – und ein Kampf um Macht?

## VI

Die Gründe der Ablehnung der »Geschichte von der fahrenden Prinzessin« liegen jetzt auf der Hand. Im Gegensatz etwa zu »Rabbi und Sohn«<sup>35</sup> hatte Buber in ihr keinen Anhalt, sich selbst und seine Sendung wiederzufinden oder einzubringen. Sie ist die einzige (?) Geschichte Nachmans, die es erschwert, eine oder mehrere ihrer Figuren mit ihm selbst zu verbinden oder zu identifizieren. Die 1917 bemängelten »utilitaristischen« und »vulgär-rationalistischen« Ein-

31 Einführung, *Legende des Baalschem* (1928), S. 130.

32 MWzCh, S. 667 (S. 969).

33 MWzCh, S. 671 (S. 972).

34 MWzCh, S. 668.667 (S. 969).

35 Nachmans Nr. 8 war die erste, die Buber »unversehens zum eignen Gedicht (später [Werke III, S. 969] »Werk«) gedieh« und die seit 1928 die erste der Sammlung ist (MWzCh, S. 667 [S. 969]).

schläge fielen ihm hier besonders auf (z.B. das Handeln der Kaisertochter, ihr Brennglas usw.). Sie ist also mit einem ihm für die westliche Judenheit charakteristischen Makel behaftet. Zuviel war ihm peinlich »utilitaristisch« usw., zu vieles zu beseitigen und zu wenig war »symbolisierend«, so daß sie nur mit Hilfe der abgelehnten mystischen Deutung annehmbar geworden wäre. Dem Apologeten nach innen und außen<sup>36</sup> war dieser Text trotz seines *misreading* unfähig und nicht würdig, am Aufweis der eigenen Berufung mitzuwirken.

Bubers Lesung zumindest dieser Nachman-Geschichte ist von ihm selber als zu »schwach« erkannt worden – weil zu gewaltsam. Die Stärke des Nachmanschen *misreading* liegt in der Geringfügigkeit seiner Verwandlungen. Sie bewirkt *tikkun* von Kaiserin und König, von Zuhörer und Erzähler, von Schechina und *knesset jisrael* und von Geschichten. Bubers Verwerfung geschah zu Recht und war doch auch ein wenig schade. Wenn, wie der junge *Scholem* einmal schrieb, einem Volk nur der Widerschein seiner Werke geboten wird, bevor noch jene selbst auch nur erkannt und erforscht sind, dann, so möchte man fortfahren, ist es bedauerlich, wenn dabei das, »was sich die Frauen«, die unbekanntes Scheherazaden, »erzählen«, verlorengelht, da doch jener Mordechai mit Namen Nachman es verstanden hat, darin zu vernehmen, wie es um die Schechina und damit auch um uns steht. Dazu braucht es das geringe *strong misreading*, den *tikkun*.

36 Vgl. Der Chassidismus und der abendländische Mensch, 1956 (Werke III, S. 935–947): »... wirkte in mir immerhin auch eine natürliche Reaktion auf die Haltung der meisten jüdischen Historiker des 19. Jh. zum Chassidismus... als wüsten Aberglauben; das Bedürfnis, dieser Verkenntung gegenüber die Reinheit und Höhe chassidischen Geistes aufzuzeigen, verführte mich dazu, das volkstümlich Vitale allzu wenig zu beachten« (S. 936). Trotz solcher Aussagen scheint sich Buber von seiner frühen Art des Umgangs mit chassidischen Quellen nie völlig gelöst zu haben.

